Wunsch in die Zukunft.

(Meinen Söhnen.)

Du, der auf kurzen Beinen
trippelt durch die Welt,
hörst nicht das blutige Weinen,
das diese Tage durchgellt.

Du in der engen Wiege
schlummerst in guter Ruh'.
Fahnen, Jubel und Siege
fallen dir wunschlos zu.

Ich aber stehe dazwischen,
der schweren Zeiten bewußt,
Wonne und Wehe mischen
sich seltsam in meiner Brust.

Wenn einst die letzte Hülle
eurer Kindheit reißt:
Wohin euch wohl die Fülle
eurer Erinnerung weist?

Daß kein Mensch fürder sterbe
durch eines Menschen Hand:
Erkennt ihr darin euer Erbe?
Fühlt ihr euch dem verwandt?

Ein Wunsch für euch, die Spätern,
macht mir die Seele weit:
werdet mir zu den Vätern
einer neuen Zeit!

Karl Bröger.

Neue Erzählungsliteratur.

Gabryela Zapolka: Der Polizeimeister. (Verlag Oesterheld u. Comp., Berlin.) Der Kriegskonjunktur folgend hat der Verlag durch den Untertitel „Die russische Knute" dem Roman der bekannten polnischen Schriftstellerin ein aktuelles Aushängeschild gegeben. Wir kennen seit Gogols Zeiten die maßlose Korruption der russischen Verwaltungsmaschine und die überaus anfechtbare Kulturstufe der zarisch bevollmächtigten Menschenschinder und Menschenausbeuter im Rock der Polizei, Gendarmerie, bis hinauf zu den Staats- und Regierungsräten, den Ministern und Großfürsten. Die Zapolka erzählt mit dem temperamentvollen Rassenhaß der antirussischen Polin, zugleich mit hervorstechender Sachkenntnis die schauerliche Lokalgeschichte einer kleinen russisch-polnischen Grenzstadt, die unter der Knute eines brutalen Viehes von Polizeimeisters stöhnt und duldet. In diesem Tagejew, der mit Totschlägern die Beute teilt, große und kleine Erpressungen an der Bürger- und Bauernschaft des Städtchens mit Meisterschaft tagtäglich ausübt, Prostituierte als Spitzel hält, etwelche Mittel für Gehälter und Reformen größtenteils in seine eigenen unersättlichen Taschen verschwinden läßt, lebt ein ausgewachsener Typ russisch-amtlicher Sittenverderbnis vor dem Leser auf. Grell sticht sein von innerer Fäulnis schillerndes Bild in das asiatische Dunkel, dem der Weltkrieg jetzt näher und näher rückt, und wenn sich auch Ohren und Augen sträuben vor Ungeheuerlichkeiten, die die Verfasserin mit der dem Sittenschilderer um des Eindrucks willen gebilligten Unterstreichung, vielleicht auch stellenweise Uebertreibung häuft, so stehen wir doch vor Tatsachen, vor dem russischen System an sich, das mit Knute, Betrug, Knechtung und hohnvoller Rechtserdrosselung regiert. Der alte Tagejew geht nicht ins Gefängnis, wie er es verdiente, sondern in Pension, und der neue Tagejew zieht ein. Wie geprügelte Bauern und Juden, gekaufte Spitzel, gemißbrauchte Geschöpfe beiderlei Geschlechts die ewigen Statisten dieser traurigen Tragödie bleiben, das weiß die Zapolka mit realistischer Gestaltungskraft zu verbildlichen und durchweg künstlerisch mit flammenden Erkenntnislichtern zu erhellen.

*

Johannes V. Jensen: Das Schiff. (S. Fischer, Berlin.) Jensen, unzweifelhaft der stärkste und feurigste Denker unter den neueren dänischen Dichtern, gibt auch etwas „Völkisches" und hat schon in seinem früheren Buch: Das Rad, jenem von geistigem Fluidum durchzitterten Chicago-Roman, sein leidenschaftlich geliebtes Hauptthema angeschnitten. Und noch klingender und selbstbewußter instrumentiert er diesen Leitgedanken in seinen neuen Büchern, in denen er als Epiker die Geschichte und Kultur seiner Rasse erzählt! Die Besiedelung der Welt durch die germanischen Nordländer. Amerika schien ihm die letzte geschichtliche Staffel dieser prähistorischen Eroberungszüge zu sein, dann schuf er den „Gletscher", den roh-derben Heldengesang der Urzeit und jetzt fährt er mit dem „Schiff" zu seinen Ahnen, den Wikingern, als deren Sproß er sich fühlt. Eine große leuchtende, ja verzehrende Sehnsucht strahlt durch diese herrliche unbändige Landschaftsballade, von frischem Kampfesstolze angeweht. Dichterklarheit erhellt uns den Blick für die rohe Raubzeit der alten Wikinger; wir lesen dieses Buch von Kraft und Trotz und Siegesmut jetzt mit um so offenerem Auge. Was aber war der Urgrund und das verborgene Wesen aller weltstürmenden Kraft und siegesfrohen Roheit? Nur die Sehnsucht! Was zuerst nur Sehnsucht nach Sonne war, aus ihren dunklen Schneehöhlen herauszukommen, das wurde dem Nordländer dann Sehnsucht nach der Ferne, Wandertrieb, und schließlich durch inneres Wachstum zu einem höheren Verlangen, jenseits von Zeit und Raum und allen faßbaren Dingen — zu einer Idee. „Die nordische Seele ist ein gewaltiges Streben über sich selbst hinaus." Die Träume der kraftstrotzenden, meerfahrenden Jugend sind verweht, wie die Abenteuerlust und der Uebermut der zahllosen Söhne des weißhaarigen heidnischen Königs Regner Lodbrog verweht sind, aber die Taten, zu denen ihre Reise ins Blaue Veranlassung gab und zuletzt den Grundstein zu dem christlichen Fischer- und Händlerhafen Kopenhagen legte, bleiben als Dokument ringender und kämpfender Menschen ein Stück Geschichte. Mit diesem Stück Geschichte aber gibt Jensen Geschehnis und Symbol zugleich und weitet Entwicklung und Mythos eines Volkes zur Entwicklungsgeschichte der Menschenseele und des Menschengeistes überhaupt. Die Darstellung und Betrachtung wird Auslegung, aus den zahlreichen Fäden der Historie webt sich das Netz tieferer Erkenntnis der Zusammenhänge. Das dichterisch prachtvolle Buch ist durchschossen von den Ausstrahlungen eines modernen Geistes, der hinter die Dinge zu sehen versteht.

*

Hermann Jaques: Der neue Werther. (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.) Hermann Jaques, der früher Jacques hieß, führt, wie dies vor ihm schon viele romanschreibende Gesellschaftskritiker mit gleichem Erfolg taten, Träger gegenseitiger Temperamente und widersprechender Weltanschauungen zusammen und erhält in dialektisch geistreichelnder Art durch die Gespräche dieser Leute, die natürlich alle wie ein Buch reden, den moralisch und sozial vorgebildeten Leser in behaglicher Weise. Freilich, Jaques ist kein Kulturbeobachter nach Jensens Art, der seine Sonde tiefer führt, er kann auch nicht etwa mit Oskar Wildes geschliffenen Dialogen konkurrieren (Wildes Kunst funkelnder Epigramme wird durch sein Engländertum nicht tot gemacht), selbst Hermann Bahr macht solche Konversation auf der Bühne, mit der Jaques „Standpunkte" vertritt mit verblüffenderem Taschenspielergeschick. „Hier meine Weltanschauungsbörse, zum Aussuchen, gefällig mit nach Hause zu nehmen?; aber bitte nicht weiter über meine spaßhaften Versuchsobjekte nachzudenken." Wenn wir nicht weiter über Jaques Untersuchungen nachdenken, ist er immerhin ein kleiner Hermann Bahr. Er stellt in die genußfrohe Münchener Tafel- und Lebensrunde einiger wohlbegüterter und wohlanständiger Akademiker, Sportsleute, Kunsthistoriker und E. T. A. Hoffmann-Schwärmer Herrn Energos. So nannten die Freunde den unbekannten dezent gekleideten Jüngling, den sie vom Baum erst abschneiden mußten, um ein paar Jahre später ihn durch einen Pistolenschuß à la Werther auf der standesgemäßen Piazza San Marco dauernd zu verlieren. Besagter Jüngling soll den Typ des modernen Werther personifizieren, der an Ermüdung, Langeweile, Blasiertheit und Erkenntnis zugrunde geht, wie der romantische Werther Goethes an Liebe und Verlangen starb. In einer Zeit satten Friedens und übersättigter Kultur wird der junge Mann von Erscheinung, gemütvoll, unbeschäftigt und klug genug, um die Schwächen seiner Zeit unerträglich zu finden, wird Werther immer wieder leben und sterben. Wirklich? Der in Passivität gehüllte Halbheld erscheint uns nicht mehr tragisch, eher lächerlich. Und nach dem Weltkrieg wird hoffentlich der „Tüchtige" das Feld behaupten, wird in sittlicher Neugeburt der Zeit diesen „müden Männern" für immer das Wasser abgegraben werden. Der Verfasser hat offenbar das gleiche Gefühl — bekommen. Als er das Buch schrieb, war er wohl mehr in seinen Typ verliebt. Da er aber in einem im März 1915 geschriebenen Vorwort den neuen Werther selbst zu den Toten wirft, hat das Buch demnach nur eine psychologisch-historische oder auch stilistische Bedeutung.

*

E. v. Kayserling: Abendliche Häuser. (S. Fischer, Berlin.) Der Verfasser, nunmehr ein Sechzigjähriger, steht in der Nacht seiner halberblindeten Augen immer wieder seine heimatliche Welt, die adeligen Gutshäuser Litauens mit ihren morschgewordenen Gesetzen, auf die eine niedergehende Generation sich wie auf eine goldene Brücke stützt. Mit seinem Geiste entfernt sich der Dichter von dieser milden Welt steifer Würde, aber mit seinem Herzen liebt er sie, diese Ahnengalerien korrekter Regelmäßigkeit, diese kuriosen Menschenexemplare mit Seelen, zerbrechlich wie Porzellan, diese leidenschaftslose Atmosphäre, in der alles Lebensvolle vom „Abendlichen" totgeschlagen wird. Abendlich, wie die Häuser, sind die Herzen jener Leute „von Familie", die wie Schatten in der Welt der Tatkräftigen herumgehen. Immer wieder reizt es Kayserling, in diesen stillen, schattenhaften Kreisen aristokratischer Eigenbrödelei Einkehr zu halten, wo in verdämmernden Farben, in verhauchenden Tönen, lärmlos und subtil, trieblos und mit der Noblesse, die verpflichtet, melancholisch schläfrige, überfeinerte Leben und Geschicke sich abspielen, wo man sitzt und wartet, bis eins von dem andern abbröckelt. Manchmal kräuselt jäh ein Windstoß die Stille dieser ruhigen Seelenflächen — ein Schicksal meldet sich an, will sich entfalten. Ein Ungestüm des Blutes will revoltieren gegen die Gesetze dieser abendlichen Häuser, junge wilde Märchenträume jagen durch die herrschaftlichen Zimmer und toten Parks, eine verlangende Mannesseele drängt suchend, tastend, strauchelnd, überschlagend nach Leben und Erleben — aber gar bald stoßen sich die Gedanken hart im Raume und die Wünsche am Hergebrachten. Man zerbricht entweder in diesem Lebens- oder Liebesdrang oder wird zurückgeworfen in das ewige Einerlei festwurzelnder Normen. Am Ende sitzen die Alten als Sieger wieder trocken konversierend am Kamin, dem Rauch der Zigarette nachblickend, dieweil den Jungen die Flügel zerbrochen, als sie ihren Ausflug aus dem dumpfen Abend der morbiden Familienstammsitze in die Morgenröte freien Menschentums wagten. Auch hier lesen wir, wie bei Jaques, von überlebten, lebensuntüchtigen Typen, aber wie ganz anders in Echtheit getaucht sind die Porträts bei Kayserling. Dort operiert ein Autor mit angelesener, hier ein Dichter mit erlesener Kultur, dort haben wir Feuilletonistisches, hier feinsten Stimmungszauber. Die Umrisse von Kayserlings Gestalten sind nur eben angedeutet, aber wir verspüren daneben etwas Dahinklingendes, Farbenreize; ein Charakter leuchtet auf, um gleich wieder — wie dies der verstorbene Hermann Bang in seinen Büchern so vorzüglich verstand — von den Gewohnheiten des Alltags überschattet zu werden. Und dann bekommt der Alltag eine Seele, einen Charakter, und wir sehen und fühlen, wie die kleinen Verrichtungen des Tages zum Former der Menschen werden. Psychologie des Milieus, und wie auf einer alten Radierung mit feinen Strichelchen gibt das ein Bild zugleich, gibt das jene reizvollen Bilder voll Grazie und Vergilbtheit Kayserlingscher Schaffensart, um die der Dämmerschein milder Melancholie und ein leiser Geruch von Lavendel weht.

*

Selma Lagerlöf: Jans Heimweh. (Albert Langen Verlag, München. Um gleich mit den Einschränkungen anzufangen: der Titel des Buches ist so wenig treffend, wie die Zeichnungen dazu geschmacklos sind und die Uebersetzung wohl mehr als einmal über das Original stolpert. Umsomehr darf man sich nach dieser tadelnden Feststellung der Schönheit des neuen Lagerlöfbuches freuen. Was bedeutet in den Geschichten der nordischen Erzählerin die Fabel? Immer gleitet die Wirklichkeit ins Reich der Mythe hinüber, und wo sie die Türen zu den Hütten der Aermsten auftut, leuchtet ein goldner Schein heraus. Die Lagerlöf erfindet und empfindet, sie fabuliert und träumt, legt über die Wirklichkeit des armen, beweisbaren uninteressanten menschlichen Lebens den Schimmer mystischer Verklärtheit, und der einfachste Bauer wird zum Heiligen durch sein Herz, das in der Dichterin legendenhafter Art immer aus allen Begebenheiten in Reinheit herausleuchtet. Wer ist Jan Andersson, von dessen Heimweh — Sehnsucht müßte es sinngemäß heißen — das Buch handelt? Ein armer Knecht auf Skrolyka da oben im nordischen Wärmland, der letzten einer, der dumpf sein schweres Arbeitsleben dahinlebt. Aber mit einem Male fühlt er sein Herz klopfen, ein Kind ist ihm geboren, eine Tochter! Welch' eine Veränderung in seinem Gefühl, welch' ein Leuchten und Glanz um ihn, nun die Augen der Tochter ihn anlachen. Und von der Sonne bekommt sie ihren Namen, Klara Gulla, das Sonnenkind. Was wäre das weiter, wenn die Lagerlöf nun nicht aus dieser Liebe des armen gedrückten Knechtes zu seinem kleinen Kinde den großen, glühenden Hymnus

Die Erweckung der Maria Carmen.

44] Von Ludwig Brinkmann.

Als wir auf dem Heimwege waren, besprachen wir Stuarts Entdeckung. Er ist felsenfest davon überzeugt, daß der Matador, wie dieser Stollen heißt — Stuart hatte das bereits aus unserem alten Tobar herausgebracht —, mit der Maria Carmen im Zusammenhange steht.

„Erst seitdem wir zur zweiten Sohle in unserem Berge hinabgestiegen sind, ist mir die Gebirgsformation und damit die Lage der Silberadern klar geworden. Wir alle haben in dem Irrwahn gelebt, daß sie sich vom Innenhofe nach Norden hinziehen; dem aber ist nicht so; dort ist eine Falte im Berge, und sie hören plötzlich auf. Nach Osten dehnen sie sich aus, und augenscheinlich werden die Lager in dieser Richtung immer breiter, bis sie sich auch hier in einer Falte verlieren. Aber vom Matador aus können wir die Gänge bis zu ihrem Einbruche verfolgen." Daran anschließend hielt mir Stuart einen großen Vortrag über die geologische Beschaffenheit unseres Berges, von dem ich aber das meiste schon wieder vergessen habe.

Ich hatte meine großen Bedenken ob der Richtigkeit seiner Wahrnehmungen; mir erschien die Sache gar nicht so einfach, so einleuchtend. Ich bestritt, daß die Maria Carmen und der Matador in irgendwelchem Zusammenhange ständen.

„Unsere wackeren Spanier müßten ja ganz unglaubliche Entfernungen in den Berg hineingetrieben haben, wenn sie von unserem Hause bis hierher mitten durch den Fels gelangen wollten! Soviel Ingenieurkunst traue ich den Leuten aber nicht zu!"

„Das kannst Du ganz ruhig tun", entgegnete Stuart lächelnd. „Die Leute verstanden von gewissen Dingen vielleicht mehr als wir. Natürlich hatten sie von elektrischen Maschinen keine Ahnung; dazu bedurfte es Deiner europäischen Weisheit; aber sich in den Fels einfressen, das konnten sie, denn sie hatten tüchtige Bauleute schier umsonst zur Verfügung und besaßen vor allen Dingen etwas, was wir nur noch aus alten Märchen kennen: sie besaßen Zeit, Jahrzehnte, wenn es sein mußte. Aber in einem Jahrzehnt wollen wir doch bereits reich sein und auf dem Parado einherfahren, nicht wahr Lewis? — Zudem ist die Entfernung gar nicht so beträchtlich! Dort oben, seitlich von dem Gipfel des Berges liegt die Mulde, an deren tiefstem Punkte unser Wetterschacht ausläuft. Von da bis zum Eingange des Matadors sind es keine drei Meilen; wir haben nur unseren guten Reittieren zuliebe so heillose Umwege machen müssen. Und dann — es ist kein Zufall, daß ich den Matador entdeckt habe; im Gegenteil, er kam mir ganz folgerichtig in den Weg!"

„Und wie war das?"

„Ei, als ich in unseren Ostweg eindrang, legte ich mir die Frage der Ventilation vor. Ich berechnete, daß irgendwo ein Wetterschacht sein müsse, vom Rücken dieses Berges aus; und eines schönen Tages erklomm ich den Gipfel und schritt immer in der Richtung des Ostweges durch die Wüste. Ein Spaß war es nicht, das kann ich Dir versichern; es war eine ganz infame Kletterei, dieser gedachten geraden Linie nachzuziehen. Ich bin beinahe verrückt in all der Hitze geworden. Und jeden Felsspalt, jedes Bergrattenloch habe ich daraufhin untersucht, ob es nicht der Eingang solch eines Luftkanals sei — aber nichts dergleichen. So bin ich schließlich diese Abhänge, die andere Seite unseres Gebirges, hinabgeklettert, indem ich immer dieselbe Richtung verfolgte — und dabei auf den Eingang des Matador und damit auf den gesuchten Wetterschacht gestoßen!"

„John, Du bist zu sanguinisch! Die Geschichte mit der geraden Linie mag ein Zufall sein — oder noch nicht einmal das: denn ganz sicher hättest Du irgendwo in dieser Richtung eine alte Silbergrube gefunden, wenn Du nur weit genug gewandert wärest — es gibt ja genug in Mexiko!"

„Du bist ein ungläubiger Heide! Was soll ich noch mehr anführen, um Dich zu überzeugen? Also: Tobar hat sich auf meine Bemerkungen hin erinnert; er hat von seinem Vater gehört, daß zwanzig Jahre lang an diesen Gängen gearbeitet worden sei, und er weiß noch, daß er selbst als Maultierjunge oft genug seine Tiere durch den Berg von der Maria Carmen zum Matador getrieben hat!"

„Ich traue Deinem Tobar nicht; der Mann meint es nicht ehrlich mit uns; am liebsten wäre es ihm, unser ganzes Werk ginge zugrunde, und wir selbst kehrten dahin zurück, woher wir gekommen!"

„Du träumst! Der Mann ist uns treu ergeben. Doch ich habe noch stärkere Beweise. Ich bin nämlich gleich darauf nach Oaxaca geritten zu unserem alten Roßkamm, der uns die Maria Carmen verkauft hat. Ich stelle mich ganz harmlos und erkundigte mich bei ihm nach dem augenblicklichen Eigentümer des Matadors und der dahinter liegenden Vertinencias, dessen Namen ich auch erfuhr. Und ganz beiläufig und unaufgefordert erzählte der Mann, daß die Stollen unserer Maria Carmen und des Matadors wenigstens vorzeiten untereinander verbunden gewesen seien."

„Das klingt schon überzeugender," sagte ich. „Allerdings — die Phantasie ist groß bei diesen Leuten; ein jeder träumt von den Schätzen, die hier im Innern der Erde verborgen sein sollen, träumt von den gewaltigen Bauwerken, die verlassen sind; alte Ueberlieferungen werden durch ihr erfinderisches Hirn mit Legenden umrankt, so dicht, daß man nur in den seltensten Fällen noch zu erkennen vermag, was darunter liegt, was dahinter steckt. Vorsicht, große Vorsicht ist vonnöten, wenn man nicht bitter enttäuscht werden will!"

„Nun ja — aber dazu ward uns ja wohl der Verstand, daß wir zu erkennen vermögen, was echt, was unecht ist; und wenn ich gegen Deinen Verstand nur halb soviel Mißtrauen hätte wie Du gegen den meinen, dann wären wir alle zusammen nicht weit gekommen!"

Ich fühlte einen kleinen Mißton der Gereiztheit aus seinen Worten heraus, und ich ging deshalb nicht weiter in den Versuchen, meinem Mißtrauen Sicherheit zu schaffen.

Wir gelangten auch bald darauf bei unserem Minenhause wieder an, und da trennten uns unsere verschiedenartigen Pflichten.

*

Seit sechzig Jahren hörte heute zum ersten Male wieder unser Berg das Donnern der Minen, die krachend die Erzschichten aus seinen granitnen Rippen heraussprengten. Es war fürwahr ein Freuden- und Ehrensalut, den Stuart unserer stolzen Herrin Maria Carmen abfeuern ließ — die Silbergrube hatte die produktive Arbeit wieder aufgenommen.

Mir war es noch etwas Neues, so aus nächster Nähe die Explosionen mit anzuhören. Stuart hatte mir nämlich keine Ruhe gelassen; ich mußte ihn in den Berg folgen, um den großen Augenblick mitzuerleben, wie er die erste Zündschnur ansteckte. Der ganze Berg schien wie unter einem fürchterlichen Schmerze zu zittern, und aus allen Rissen und Klüften des Gebirges kam es wie ein Klagegeheul — oder war es ein fürchterliches Lachen, eine Warnung und Drohung: mit mir wird keiner fertig; denkt daran, wie es euern Vorgängern erging; zugrunde sind sie mit all ihren Mühen an mir gegangen!? — —

Doch fort mit diesen Spukgestalten! Stuart wird den Berg schon meistern! Meine Nerven sind eben etwas zu zart, um in Gemütsruhe das Donnern und Prasseln des Dynamits, das die unterirdischen Schluchten durchtobte, mit anhören zu können. —

(Forts. folgt.)

der Vaterliebe machte? Der Heiligenschein der Güte umspielt das Haupt ihres Jan Andersson, in Verzückung und Entrückung lebt er sein armes Leben, jede seiner Handlungen ist angestrahlt von Liebe, und seine Gedanken gehen in urweltlicher Reinheit zu seinem Kinde und von diesem zurück auf alles, was in seiner Umgebung lebt. Sein großes Gefühl für sein Kind wiegt seine Seele in Einklang mit allen rechten Dingen, und wie dies der Lagerlöf Art ist, Realität immer mit Mystik oder Mythe zu verbinden, spielt Göttliches und Uebersinnliches in die alltäglichen Dinge, Positives verschwimmt ins Phantastische, Trollgeister werden lebendig und raunen in der Natur, visionäre Gesichter heben den ganz irdischen Knecht Jan ins Reich der Erleuchteten. Mit dieser Erleuchtung, die die Lagerlöf allen wahrhaft Guten, allen einfältig reinen Herzen gibt, hört Jan Botschaften einer göttlichen Gerechtigkeit, kommt er magnetisch dahin, wo ein Bedrängter seiner Hilfe bedarf, weiß er Schuldigen ihre verborgene Schuld in den Sinn zu bringen. Aber bald nach seinem Glück wandelt Jan im Tal der Melancholien; Klara Gulla ging in die Welt, um für die Eltern Geld zu verdienen, damit sie eine Schuld bezahlen können. Das Geld kommt nach einiger Zeit an, aber Klara Gulla bleibt aus, bleibt ferne lange, lange Jahre. Jans Sehnsucht schweift über das Meer, seine Seele kreist beständig um die ferne Tochter. Und die Sehnsucht verwirrt ihm die Sinne, er schmückt die Tochter mit der Krone und nennt sie Kaiserin von Portugallien. Die Nachbarn lachen über den armen Narren, ach, um so mehr, als die Tochter endlich als ganz gewöhnliches, altgewordenes Weib heimkommt, das sich der irren Liebe des Vaters schämt. Nur kurze Zeit kann sie es im Vaterhause aushalten — der Dampfer, dem der arme Kaiser von Portugallien, für den sich Jan hält, so oft entgegenharrte, damit er das geliebte, mit allem Schönen seiner Phantasie geschmückte Kind heimbringt, führt sie wieder davon. Da stürzt Jan ihr nach, und die mitleidlosen Wellen schlagen über seinem gemarterten Herzen zusammen. Im „blumigen, gewellten Hügelland der Musen" schreitet Selma Lagerlöf die steinigen Pfade ab, wo die Märtyrer und Beladenen wohnen und läßt aus der Dürre äußerlichen Daseins die Blumen innerlicher Schönheit und Güte hervorblühen. Alles geht schlicht vor sich und die Maskenzüge leeren Beiwerks werden verschmäht, ihre Geschichten zu verbrämen. Dagegen überflammt die eigene Herzenswärme der Dichterin jegliches Geschehen, und wo die Nüchternen sich an die nackte Wahrscheinlichkeit halten, an jenes feige Zugeständnis, an die Langweiligkeit des privaten Lebens, da breitet sich der Sonnenglanz ihres versöhnlich milden Legendengeistes und führt den Leser sanft und unmerklich aus jenem trüben Reich, wo die Gespenster der Armut, Mühsal und Nöte den Weg zur Freude versperren, ins lichte Königreich der Dichtung.

•

Hermann Stegemann: Der gefesselte Strom. (Egon Fleischel u. Komp., Berlin.) Hanns Ingold, ein rheinischer Fischmeistersohn, hat sich mit stählerner Selbstzucht, gefördert durch die freie Luft des grenzlosen Amerika, heraufgearbeitet zum großen Ingenieur und Wasserbauer von weitem Blick und revolutionärer Schaffenskraft. Er kehrt voll tätiger Energie zurück ins schläfrige Heimatsstädtchen, erkennt mit scharfem Blick sogleich, welch ungeheure Kraft in den Wassermassen des Rheins an der Mündung des engen reißenden Lauffen unnütz von der Natur verschwendet worden und mit einem Schlag, unverdrängbar, bohrend, jeden Gedanken absorbierend, steht ein Lebenswerk vor seinem inneren Auge: den Lauffen sprengen, ein Wasserwerk mit gewaltigen Turbinen bauen, das mit dreißigtausend Pferdekräften elektrisches Licht und Kraft in die Lande schickt. So stoßen Krafttechnik der neuen Zeit, Tatenlust, angewandte Tüchtigkeit und schaffender Geist mit der romantischen Landschaft und gemütlicher Fischerei alter Zeit auf grüner Wasserweide zusammen. Ingold raubt mit seinem Werk dem alten Vater „die Wasserweide", Frieden und Seelenruhe, er bringt Familie und Sippe gegen sich auf, verliert im harten Ziel seine Jugendgeliebte. Vor die Entscheidung gestellt, allem zu entsagen, was seinem Leben das Glück der Liebe, Idylle, Sonne und Wärme zu geben bereit war, folgt er dem heiligen Schöpferdrang in seinem Herzen, der ihn zwingt, der höheren Pflicht treu zu bleiben, die der Zukunft seines Vaterlandes den größten Dienst leisten wird. Der Verfasser hat den Konflikt zwischen Welt und Wille, kleinem Privatglück und großem Allgemeinheitsdienst ergreifend und meisterhaft vor Augen geführt. Rührend ist die Gestalt Ruths getroffen, einer vornehmen großen Frauenseele, die ihre Liebe und Wünsche blutenden Herzens opfert für das Ideal Ingolds, des Schöpfers. Nicht ganz auf der Höhe des Seelischen und Landschaftlichen — Stegemann bringt mit dichterischer Schönheit und Farbenglut die Natur der rheinischen Wasserlandschaft — steht die Technik des Romans. Sie ist reichlich abenteuerlich-romantisch, arbeitet mit Schiffszusammenstößen, Bootsunfällen, Tod durch Sprengschüsse, Schlagflüssen und Ertrinken, Feuersbrünsten, ja scheut sich nicht, nach bekanntem Muster einen Arbeiterstreik heraufzubeschwören, nur um dem einst entgleisten Dr. Engelhardt Gelegenheit zu einer glücklichen Operation zu geben. Aber man sieht gern über diesen gewaltsamen Episodenrahmen hinweg, bewegt durch das Problem: allen Gewalten zum Trotz sich erhalten. Die Geschichte eines Kraftmenschen, eines Typs der neuen, jungen Generation, der Arbeitsmenschen. J. V.

Der Eindruck eines Steinmetzen an der West- und Ostfront.

Im „Steinarbeiter" schreibt ein Vertrauensmann des Steinarbeiter-Verbandes über seine Erlebnisse in Frankreich und Galizien:

Der Krieg stellt eine moderne Völkerwanderung dar. Von meiner Arbeitsstelle im Westen rückte ich nach erfolgter Mobilmachung nach dem Osten. Dort wurde in der Stadt X. die Regimentsbildung vorgenommen. Flugs waren wir in Frankreich, schnell wurden die Schützengräben bezogen. Die französische Artillerie ist sicherlich gut, auch ist der Franzose ein uns ebenbürtiger Soldat. Befanden wir uns in den Reservestellungen, so fiel mir auf, daß die Bevölkerung im Umgang mit uns sich tadellos benahm. Niemals konnte ich das Gegenteil davon beobachten. Geologisch ausgedrückt, steckten wir in der Kalksteinzone, daher kommt es auch, daß bei einer trockenen Periode die Landwirtschaft besonders zu leiden hat. Ueber die kriegerischen Eindrücke schreibe ich nichts, man tut im Kriege seine Pflicht, erträgt alle Strapazen mit Geduld und mit Ausdauer, aber es hat mich schon manchmal angeekelt, wenn in der Presse einzelne ihre Heldentaten so rausstrichen. Wir müssen alle unsere Pflicht tun.

In nachstehenden Zeilen schildere ich meine Eindrücke über Land und Leute im Westen und Galizien. Im Westen fällt einem die reiche Architektur auf, besonders an städtischen und kirchlichen Gebäuden. Und alle Stilarten sind vertreten, im Gotischen herrscht sogar eine reiche Ueberladung. Den Steinmetzen krabbelts in der Hand, wenn man die Werksteinarbeiten bewundern kann. Allerdings, die Franzosen haben leicht zu bearbeitende Weichgesteine, und so konnten sich die Architekten recht frei in ihren Phantasien gehen lassen. Hartgesteine würden solche Feinheiten in der Profilierung ohne weiteres ausschließen, allerdings die Wetterbeständigkeit wäre eine größere. Die Friedhöfe nahm ich besonders in Augenschein. Ich dachte, ob man dort auch solch einengende Bestimmungen wegen des polierten Granits hat, als wie in Deutschland. Ich kann konstatieren, daß in Nordfrankreich die Denkmäler aus Granit sogar sehr in Schwung gekommen sind. Aber die „Pyramidenware" gibt es allerdings dort nicht. Die Friedhöfe in Nordfrankreich zu studieren, ist wahrhaftig ein Genuß. In der Mobiliarausstattung wird in Frankreich Hervorragendes geleistet. Ich habe allerdings bloß die Wohnungen der Besitzenden im Auge. Aber das muß man sagen, Geschmack hat der Franzose. Die Ramschware unserer Möbelhäuser habe ich in den besseren Wohnungen nicht angetroffen. Alles war „Original". An den vielen Klosterbauten kann man ermessen, daß der Katholizismus früher in Frankreich einen großen Einfluß gehabt haben muß. Aber der Franzose ist leichtlebig und seiner Regierung glaubt er immer noch, daß die Deutschen bald aus dem Land fliehen müssen. Entfernungen spielen heute keine Rolle mehr. Als wir in Galizien ankamen, ging es sofort ins Gefecht. Die Armee Mackensen drang rasch vor. Die Galizier sind sicherlich nicht russenfreundlich. Die Bauart der Häuser, ich habe nur die ländlichen Gegenden im Auge, kann sich mit der in Frankreich nicht im geringsten messen. Der Galizier kennt keine Ansprüche ans Leben, und dieses kommt auch im Hausbau sofort zur Geltung. In Frankreich arbeitet der Bauer mit den modernsten Ackergeräten, der galizische Bauer würde dieselben sicherlich mit einem großen Mißtrauen beobachten. Herrlich sind die Beskiden, noch herrlicher die Karpathen. Soviel nehme ich mir schon noch vor, daß ich in Friedenszeiten diese Gebirge als „Ferienwanderer" durchstreife. Mir scheint, die Bevölkerung kann auch den vorhandenen Wert der Naturschönheiten nicht richtig würdigen. Ich würde nur wünschen, es könnten die Arbeiter der deutschen Fabrikstädte einige Wochen in den Karpathen verbringen (in Friedenszeiten natürlich). Malerisch ist die Tracht der Bevölkerung. Die Kirchen, im Verhältnis zur Bauart auf dem Lande sind allerdings reich in der inneren und äußeren Ausstattung. Auch gibt es in Galizien viele Klöster und der geistliche Einfluß ist sehr groß.

Entschuldigt, wenn meine Ausführungen etwas weitschweifig geworden sind, hoffentlich kommt der ersehnte Friede bald, dann geht es wieder mit ungeschwächter Kraft an die gewerkschaftliche Arbeit.

Kleines Feuilleton.

Das russische Tor im Norden.

Mit einer Plötzlichkeit, wie man sie sonst nur bei amerikanischen Städten, bei einem Klondyke oder San Francisco, erlebt hat, ist aus dem kleinen Hafen im russischen Norden, den Archangelsk bisher darstellte, ein Mittelpunkt fieberhafter und weltumfassender Tätigkeit geworden. Ein Bild von dem heutigen Leben in dieser Stadt, das wegen seiner Bedeutung auch für uns von Interesse ist, zeichnet Charles Rivet im „Temps". An den Kais der Nördlichen Dwina, vom Solowetzplatze bis zum Denkmal Peters des Großen und rings um die Kathedrale bis zur Dreifaltigkeitskirche erheben sich ganze Berge Baumwollballen aus Amerika, Maschinen in allen Formen und englischer Herkunft, Kisten aus Liverpool von wunderbaren Ausmessungen und Haufen spanischer Tonnen. Auf allen diesen Waren liest man die kurzen ausdrucksvollen Worte: „Via Archangelsk." Es ist kaum vier Wochen her, daß der Hafen von Archangelsk für die Schiffahrt geöffnet ist, und schon haben sich wie durch Zauberei längs der Kais riesige Speicher erhoben, die 10 000 Tonnen Getreide aufnehmen können, eine ganze lange Galerie von Zweigstellen Moskauer, Petersburger und Londoner Firmen, von Transport- und Speditionsagenturen. Es könnte scheinen, als ob die Anziehungskraft eines Riesenmagneten in dieser nördlichen Tundra Kapitalien nach Millionen, Tausende von Geschäftsleuten und Hunderttausende von Arbeitern, sibirische Auslader, Erdarbeiter von Wladimir, Holzhauer vom Onega, Flößer und Zimmerleute von Kotlas, Yarensk und Wologda, zusammengezogen habe. Hinter ihnen rückt wie eine Heuschreckenwolke der ganze Schwarm von Kaufleuten, Spekulanten, Käufern und Unternehmern heran. In dieser vielfarbigen Menge, die heute Archangelsk bevölkert, heben sich die verschiedenen Völkerschaften deutlich von einander ab, und besonders stechen die Eingeborenen dieses Küstenlandes durch ihren soliden Eindruck hervor. Das Meer ist nur eine Seite des „Via Archangelsk"; die andere ist die nördliche Dwina, die die große Reise durch den Polarkreis bis zur Wolga ohne Unterbrechung ermöglicht. Bei dem kräftigen Klang der Volksweise der Dubinuchka, laden ganze Arbeitermassen mit Hilfe von Karren und Lastwagen die frisch angekommenen Waren auf die Kais ab, und aus der Ferne rückt hinter der Mosesinsel die ununterbrochene Reihe neuer Schiffe und zahlreicher Holzflöße, die von der Wytschegda herabkommen, heran. Während der ersten vier Monate dieses Jahres sind in Schnisk zahlreiche Kähne von 90 Meter Länge gebaut worden, und die Wolgaschlepper werden sie, mit den Erzeugnissen der ganzen Welt beladen — der Franzose klagt bitter darüber, daß die französischen darunter die seltensten sind — nach dem Süden entführen. Das plötzlich erwachte kräftige Handelsgetriebe hat auch seit langem schlummernde Pläne in Archangelsk neu belebt; die Verbindung der Stadt mit dem Hinterland soll nun energisch gefördert werden. Es soll eine Wasserverbindung zwischen der Biadka und der mittleren Wolga und der nördlichen Dwina geplant werden, um den Hafen mit dem ganzen Osten des Reiches in Beziehung zu bringen. Ein anderer Plan bezieht sich auf die Verbindung des Onegasees mit dem Weißen Meer mit Hilfe von Kanälen, Flüssen und Seen, wodurch ein neues Absatzgebiet für die Waren von Archangelsk in den Gegenden an der Ostsee und in Mittelrußland geschaffen würde. Schließlich lebt auch die einzige Eisenbahnstrecke jenseits des Polarkreises, die Murman-Bahn, wieder auf, und es sind bereits über 20 000 Arbeiter zu ihrer Vollendung angeworben worden. Aber nicht nur die russische Hafenstadt ist in einer neuen ungeahnten Entwicklung, die Bewegung erstreckt sich auch auf ihr Hinterland. Man spricht von den natürlichen Reichtümern des Landes; die Murman-Lager enthalten 65 Proz. Blei. Die Zahl der Menschen, die in Archangelsk zusammenströmen, nimmt unaufhörlich zu, und ebenso die der einlaufenden schwedischen, norwegischen, dänischen, englischen und amerikanischen Schiffe.

Ein billiges Durststillungsmittel.

Einer der größten Plagegeister unserer Truppen ist in der Sonnenhitze das Durstgefühl, und so gehört sehr viel Selbstzucht dazu, um mit trockener Kehle an einem lockenden Wassertümpel vorüberzugehen. Da macht in der „Allgemeinen Fischereizeitung" Fischereidirektor a. D. Heyking auf Grund seiner eigenen Erfahrungen von 1870/71 auf die durststillenden Eigenschaften der Kalmuswurzeln aufmerksam und empfiehlt die Sendung an die Truppen. Die Wurzel soll 1870 unseren Truppen bei Gewaltmärschen in großer Hitze große Dienste geleistet haben. Ein Stück in den Mund genommen und daran gelutscht, soll das Durstgefühl zum Verschwinden bringen. Der Standort des Kalmus sind Bachufer, Teiche, Gräben, Torflöcher usw. In der Teichwirtschaft rechnet er zu der harten Flora und wird als sogenanntes Teichunkraut betrachtet. In Seen trägt er viel zur Verlandung bei. Teichwirt und Binnenfischer sehen daher die Pflanze nicht gern. Die Vermehrung des Kalmus geschieht bei uns durch die Wurzelstöcke. Die Ernte der Kalmuswurzel ist sehr einfach. Vermittels einer Getreidegabel, deren Zinken hakenförmig umgelegt sind, mit recht langem Stiel, zieht man die meist schwimmenden Wurzeln an Land und schneidet hier die dicken Wurzeln in fingerlange Enden aus. Die Rhizome wirft man wieder ins Wasser, da sie sich wieder als Pflanzen entwickeln. Die Wurzelenden werden an der Sonne getrocknet und halten sich jahrelang. Durch künstliche Trocknung verflüchtigt sich viel ätherisches Oel — sie ist also nicht zu empfehlen. Eine Getreidegabel mit gebogenen Zinken wird man nur gebrauchen, wenn man in größerem Umfang Kalmus ernten will — sonst tut es ein Stecken mit Haken oder Ast oder im Wasser watend die Hand. Das Einsammeln der Wurzeln kostet nichts, da man es auf Ausflügen selbst besorgen kann. Teich- und Seebesitzer werden nichts gegen das Einsammeln haben, da Kalmus tatsächlich ein lästiges Wasserunkraut ist. Unsere Feldgrauen werden vielleicht das Einsammeln von Kalmus im Felde selber besorgen können (wie 1870), wenn man sie über den Wert der Pflanze für ihre Zwecke von der Heimat aus unterrichtet.

Die Ausgrabung der größten Moschee der Welt.

Bereits vor Ausbruch des Krieges waren in Rabat in Marokko Ausgrabungsarbeiten im Gange, die unsere Kenntnis der Architektur des Islam um ein neues, ganz besonders interessantes Monument bereichern. Wie der Leiter der Ausgrabungen Marcel Dieula in der letzten Sitzung der Pariser Akademie mitteilte, ist es gelungen, die Ruine der berühmten Moschee von Jakub el Mansur bereits zu einem großen Teile freizulegen und den großartigen Plan der Gesamtanlage zu rekonstruieren. Seit vielen Jahren bildete der Hassanturm, der sich am linken Ufer der Mündung des Bu-Regreg emporstreckt, mit einigen wenigen Mauerresten und Säulen die einzigen Spuren des Bauwerks, das einst in seinen riesenhaften Dimensionen einen gewaltigen Eindruck hervorrufen mußte. Eine dicke Erdschicht bedeckte die Ruinen, während Feigenbäume, Kakteen, gigantische Aloen die mächtigen Dämme einfaßten und den Boden in Parzellen teilten, auf denen die Einwohner von Rabat Getreide anbauten. Diese Riesenmoschee wurde auf Veranlassung des Sultans Abu Jussuf Jakub el Mansur erbaut, der als letzter Vertreter der Almohaden-Dynastie 1184 bis 1199 nach unserer Zeitrechnung regierte. Demselben Sultan, der am 19. Juli 1195 bei Alaros einen glänzenden Sieg über die Castilier erfocht, verdankte auch Sevilla den Bau einer großen Moschee und des alten Alcazar, eines prächtigen Palastes im maurischen Stil. Zahlreiche Inschriften an den neuentdeckten Säulenkapitellen beweisen, daß die Riesenmoschee in Rabat sehr schnell erbaut und unter der Herrschaft des Nachfolgers von Abu Jussuf Jakub für den Gottesdienst freigegeben wurde. Sie umfaßte einen rechtwinkligen Raum von 186 Meter Länge und 142 Meter Breite. Ihre Grundfläche von 26 675 Quadratmetern überstieg also bei weitem die Dimensionen der größten bekannten Moscheen, auch der von Cordoba, die etwa die Größe der Peterskirche in Rom hat. Das Monument wurde wahrscheinlich um 1400 von einer heftigen Feuersbrunst zerstört, deren Spuren an den Ruinen noch deutlich wahrzunehmen sind. Die Moschee ist das einzige uns erhaltene Beispiel altmohammedanischer Baukunst in Marokko. Gegenwärtig ist man mit der Aufrichtung von 324 Säulen beschäftigt, eine Arbeit, an der neben Territorialtruppen auch deutsche Gefangene mitwirken, die auch die Erde bis zur alten Bepflasterung der Moschee wegräumen müssen. Ihrem Frondienste wird es somit zu verdanken sein, wenn die Freilegung der Moschee bis zum Ende des Herbstes beendet ist.

Invalide Bühnenkünstler.

In einer Zeit, in der so viele kräftige Männer aus den verschiedensten Berufen den Verlust wertvoller Organe zu beklagen haben, mag die Erinnerung an zwei Bühnenkünstler erweckt werden, die in solcher Lage waren, ohne doch ihrem Beruf entsagen zu müssen. Der Schauspieler Weilenbeck, der bei den Meiningern wirkte und auf deren Reisegastspielen Bewunderung erregte, war blind. Trotzdem waren dem Künstler große künstlerische Aufgaben anvertraut. So spielte er den Shylock, Papst Sixtus, den eingebildeten Kranken usw. Trotz völliger Blindheit bewegte er sich auf der Bühne so, daß der Zuschauer dieses nicht wahrzunehmen brauchte. Freilich wurde bei den Proben genau die Zahl der Schritte ausgerechnet und festgelegt, die er jedesmal auf der Bühne zu machen hatte. — Der durch seine Gastspiele auch in Deutschland bekannt gewordene französische Tenorist Gustave Roger (1815 bis 1879) hatte, nachdem er bereits ein berühmter Sänger war, im Jahre 1859 das Unglück, durch einen Unfall auf der Jagd den rechten Arm zu verlieren. Durch einen meisterhaft gefertigten künstlichen Arm wurde das fehlende Glied ersetzt, und nun hatte Roger erst recht große Erfolge, denn nun wollte jeder Roger nicht nur hören, sondern auch sein Spiel mit dem linken und noch mehr sein Hantieren mit dem rechten Arm sehen, und die Roger-Bewunderung galt nun nicht mehr bloß der herrlichen Stimme.

Stoffarben.

Wissen Sie, was mauve bedeutet? — Sie wissen es nicht? Es ist schrecklich, wenn man so etwas nicht weiß, und ärgerlich, wenn man erst ein Wörterbuch aufschlagen muß, um zu erfahren, daß mauve eine Farbe bedeutet. Aber das ist ja nicht das einzige französische Eigenschaftswort, das die guten Deutschen zur Bezeichnung von Stoffarben benutzen. Muß das so sein? Das mittelhochdeutsche Wörterbuch von Müller und Zarncke zeigt, daß unsere Sprache vor 700 Jahren neben den Grundfarben etwa 100 gutdeutsche Farbbezeichnungen hatte, und das Verzeichnis der Zwickauer Tuchmachermeister, das sich über mehr als 570 Jahre erstreckt, gibt bei jedem Meisterstück an, wie der Stoff gefärbt war. Er hatte Fürstenfarbe, Federfarbe, Haarfarbe, Lederfarbe, Kranichfarbe, Zimtfarbe. Aber schon im Anfang des 18. Jahrhunderts kommen Fremdwörter für Farben auf. Darunter erschien Couleurfarbe und verdrängte das Wort manecvar oder missovar (= bunt, fahl), wie es früher hieß. Was will jedoch dieser einzelne Eindringling im Vergleich zu dem Gewimmel von Fremdwörtern in den heutigen Modezeitungen bedeuten? Und wie leicht lassen sie sich ersetzen! Couleur ist buntfarbig, bordeaux weinrot, chamois reh- oder gemsfarbig, cerise kirschrot, crème elfenbein- oder sahnefarbig, écru bastfarbig, fraise erdbeerfarbig, taupe maulwurfsgrau und mauve malvenfarbig. Sagen wir doch für beige naturfarbig, für changeant schillernd, für uni einfarbig. Unsere Sprache ist so reich, daß wir nicht auf Wortbettel zu gehen brauchen!

Amerikanische Riesen-Unterseeboote.

New Yorker Zeitungen bringen jetzt Einzelheiten über die in Amerika für England und die Vereinigten Staaten gebauten Riesen-Unterseeboote. Die Unterseeboote würden größer sein als alle in Deutschland, England und Frankreich bisher vorhandenen, und doppelt so groß als die bisher in der amerikanischen Marine angewandten Unterseeboote. Bei den neuen Fahrzeugen, die über 20 Knoten Geschwindigkeit haben würden, sei besonders die Offensive ins Auge gefaßt worden, im Gegensatz zu dem jetzigen amerikanischen Typ, der sich nur zur Küstenverteidigung eignet. Diese neuen Unterseeboote würden der Flotte überall hin folgen können und sogar imstande sein, über den Atlantischen Ozean zu fahren, was bisher noch kein Unterseeboot gewagt habe. Auch würden sie in der Lage sein, den Gegner mitten auf dem Ozean anzugreifen und dann mit eigener Kraft wieder in den Heimathafen zurückzukehren. Während bisher die amerikanische Marine ihre nach den Philippinen bestimmten Unterseeboote nur auf dem Verdeck von Kriegsschiffen transportieren konnte, würden die neuen Boote die Fahrt nach den Philippinen mit eigenen Maschinen machen, da diese auf einen Aktionsradius von 3500 Meilen berechnet seien. Jedes dieser Boote würde ein Deplacement von 1200 Tonnen haben und 1¾ Millionen Dollar kosten, während die jetzigen amerikanischen Küsten-Unterseeboote nur 450 000 Dollar kosten.

Notizen.

— Leo Kolisch gefallen. Unseren Lesern ist der Name Leo Kolisch aus mancher scharf beobachteten und bei aller sozialistischen Kritik doch stets von Humor durchzogenen Skizze bekannt. Im „Vorwärts"-Verlag ist sein Argentinienbuch „Das Land der Zukunft" erschienen, das Ergebnis seines dreijährigen Tramplebens in Südamerika, das ihn vom Ozean bis an die Cordilleren und vom Monteur und Hauslehrer bis zum Landstreicher alles kennen lernen ließ. Viele Feuilletons über Argentinien, über Arbeiterleben drüben und hier im alten Mitteleuropa hat Kolisch in der Parteipresse veröffentlicht. Er selbst hat unserer Presse mit Lust und Liebe angehört; zuerst in seiner nordböhmischen Heimat, zuletzt in Mannheim. Dazwischen lag für ihn, den gelernten Kaufmann, eine mehrjährige Tätigkeit in der großen Wiener Arbeiterbäckerei, den Hammerbrotwerken. Als er vor zwei Jahren wieder seine Zelte abbrechen und nach Buenos-Aires auswandern wollte, hielten seine Freunde, darunter Ludwig Frank, ihn zurück, da sie viel von ihm für unsere Tagesliteratur erwarteten. Vor einigen Monaten zog er fröhlich als Landsturminfanterist in die Karpathen. Noch vor kurzem schrieb er, daß er sich wundere, bisher unverletzt zu sein. Die Antwort darauf kam zurück: „Retour! Gefallen!"...

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.